



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oestreich und Preußen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eine Reise um die Welt von Westen nach Osten durch Sibirien und das stille und atlantische Meer. — Mit einem Titelbilde und einer Karte. —
 Alschaffenburg, Krebs. —

Der Verfasser spricht sich über sein Werkchen mit einer Bescheidenheit aus, die für einen Reisebeschreiber aus dem 19. Jahrhundert wahrhaft unerhört ist. Er hätte es nicht nöthig gehabt, denn das kleine Buch ist aus der einschlagenden Literatur eins der interessantesten, das uns in neuester Zeit vorgekommen ist, grade weil der Verfasser jede Ausschmückung, jedes Eingehen auf Dinge, die er aus der Lectüre hätte schöpfen müssen, verschmäh't, und einfach aber anschaulich nur das erzählt, was er wirklich gesehen hat. — Er wurde im Frühjahr 1843 von der russisch-amerikanischen Compagnie als Arzt nach Ujan, einer kleinen Factorie am Meer von Schost, berufen, grade als er im Begriff war, zu heirathen. Das junge Ehepaar machte sich wirklich auf, und erreichte nach sechs Monaten der entsetzlichsten Strapazen seinen Bestimmungsort, wo er bis 1851 blieb und dann auf dem Seewege, über die australischen Inseln, das Cap. Horn u. s. w. nach seiner Heimat zurückkehrte. — Wer sich für menschliches Leben interessiert, wird diese Blätter nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. —

Oestreich und Preußen.

Die Haltung der preussischen Regierung in der orientalischen Frage hatte alle Hoffnungen, die wir auf unser Vaterland setzten, so durchkreuzt, daß es uns schien, als wären die angeborenen Sympathien in uns erbläst; jene Sympathien, die uns im Jahre 1848 viel entschiedener auf die streng conservative Seite hinübergeführt hatten, als alle Scheu vor Anarchie, Communismus und wie sonst die Schreckbilder heißen, um welche sich die Freunde des Bestehenden zu Scharen pflegen, weil ihnen ein positives Gefühl fehlt. Daß wir uns aber dennoch getäuscht hatten, wenn wir glaubten, das angeborne Gefühl könne durch Ueberlegung unterdrückt werden, empfanden wir recht lebhaft, als wir die neueste österreichische Note an Preußen lasen. Mit unfrem Verstande mußten wir Oestreich vollkommen Recht geben; wir fanden alle seine Deductionen richtig; wir fanden selbst seine Sprache, obgleich unerhört in den Acten der Diplomatie, durch die Umstände erklärt und gerechtfertigt, und doch war das Gefühl, mit dem wir sie lasen, alles andere eher als das der Befriedigung. Es wird für den, der einem kleinen unhistorischen Staat angehört, schwer sein, sich von diesem Gefühl eine Vorstellung zu machen. Wie kann sich die einzelne Ziffer in den Millionen, welche den preussischen Staatsverband ausmachen,

durch einen Schlag getroffen fühlen, der nicht einmal dem Staat, der wenigstens zunächst nur der Regierung gilt? Wie kann es den Privatmann, dem sich seine Regierung nur durch Confiscationen, Ausweisungen und ähnliche Freundschaftsbezeugungen in Erinnerung bringt, verletzen, wenn ein fremder Staat dieser Regierung gegenüber eine Sprache führt, die er am liebsten selbst führen möchte, wenn er die Macht dazu hätte? Und doch ist es so: und wir sind fest davon überzeugt, daß bei weitem in der Mehrzahl der preussischen Staatsbürger, auch wenn sie das Verhalten der Regierung so mißbilligen wie wir, sich dasselbe Gefühl geltend machen wird. Das ist das Geheimniß eines geschichtlich aufgewachsenen Staatsorganismus, der das Leben des Einzelnen in das Leben des Ganzen aufnimmt, und das ist es zugleich, was in uns den Glauben an Preußens Bestimmung für Deutschland aufrechthält, wenn unser Verstand auch kein Mittel mehr zeigt, durch Wahrscheinlichkeitsrechnung dieselbe zu bewähren.

Wir haben seit geraumer Zeit geschwiegen, weil wir in einem Moment der allgemeinen Erschlaffung es für ziemlich gleichgiltig halten, was die Presse überhaupt thut, und weil ein zweckloses Märtyrertum uns als etwas Romantisches erscheint. Zudem versicherte die preussische Regierung fortwährend durch ihre officiellen und nichtofficiellen Blätter, daß die Maxime ihres Handelns von den Rathschlägen ihrer Freunde aus der Kreuzzeitung weit entfernt sei, und daß sie von einer verborgenen Weisheit geleitet werde, die nur der Eingeweihte verstehen könne. Namentlich versicherte sie direct und indirect überall, daß das Publicum über die Stellung Oestreichs sich der unbegreiflichsten Verblendung hingebe. Wir hatten zwar ziemlich starke Gründe, an diesen Versicherungen zu zweifeln, aber wir konnten doch die Möglichkeit nicht ableugnen, daß in den diplomatischen Verhandlungen so manches vorgekommen sei, was, wenn es bekannt wäre, auf die Handlungsweise der verschiedenen Staaten ein andres Licht werfen würde. Ein sehr weit verbreitetes und einflußreiches Organ, bei dem wir einen Einfluß von Seiten der Regierungskreise durchaus nicht annehmen konnten, erklärte sich zu unsrer Ueberraschung mit der Politik des Cabinets durchaus einverstanden und da es doch schwerlich ganz ohne Rücksicht auf sein Publicum eine so entscheidende Wendung einschlug, so mußten wir annehmen, daß die Opposition des preussischen Volks in dieser Frage wirklich nicht so groß sei, als wir es uns vorgestellt hatten.

Jetzt ist aber der Schleier von diesen Geheimnissen gelüftet, und wir sind in der That sehr begierig, wie die conservativen und demokratischen Freunde der Regierung sich aussprechen werden. Wir sagen, der Schleier ist gelüftet, obgleich für den gewöhnlichen Menschenverstand kein Schleier vorhanden war; denn Oestreichs Politik erschien so zusammenhängend und folgerichtig, daß nur durch Annahme einer völlig unbekannten und versteckten Thatsache ein Wider-

spruch hineingebracht werden konnte. Es hat sich jetzt herausgestellt, daß Oestreichs Handlungen mit seinen Worten vollkommen übereinstimmen, und daß es nicht seine Schuld ist, wenn es Preußen das Gegentheil vorwerfen muß. Jetzt möchten wir die preußische Regierung fragen, was sie durch ihre dem beschränkten Unterthanenverstand verborgene Staatsweisheit eigentlich erreicht hat? — Sehen wir uns zunächst im deutschen Volk um, oder um den bescheideneren Ausdruck zu gebrauchen, im deutschen Publicum, so finden wir neben den vielen auf der Kirchspielpolitik beruhenden Antipathien gegen Preußen auch eine sehr zahlreiche, durch Bildung und Besitz einflußreiche Partei, welche, soviel es in ihren Kräften stand, entschieden für Preußen und gegen Oestreich arbeitete. Solche Sympathien kann nur derjenige gering anschlagen, der von der Vorstellung ausgeht, die Regierungen schwebten in der Luft und bedürften keines natürlichen Bodens. Von dieser Partei ist gegenwärtig die Mehrzahl aus natürlichen und völlig gerechtfertigten Gründen ins östreichische Lager übergegangen. — Sehen wir das Ausland an, so unterbricht uns freilich die preußische Regierung durch die Versicherung, sie werde die preußischen Interessen nicht für einen Händedruck der Times aufopfern. Wir glauben gern, daß es dem Herrn Baron von Manteuffel auf einen Händedruck des Herrn Walter nicht ankommen wird, und finden auch keinen Grund, auf diesen Händedruck ein größeres Gewicht zu legen als der Chef des preußischen Ministeriums. Aber Herr Walter ruft in das Publicum nur aus, was ihm vom Publicum entgegenhallt, und wie das englische Publicum über die Politik eines Staats urtheilt, dürfte doch von größerer Wichtigkeit sein, als die Ansichten und Meinungen des deutschen Publicums, umsomehr da die Regierung dies Mal ganz der Ansicht ihres Publicums ist. Von Frankreich gilt dasselbe. — Noch in den ersten Monaten dieses Jahres waren die Regierungen der Westmächte entschlossen, die Theilnahme Preußens durch nicht unbedeutende Zusicherungen zu erkaufen. Im gegenwärtigen Augenblick dagegen dürften sie sich leicht versucht fühlen, die Rolle der Römischen Sibylle zu spielen, und für den nämlichen Preis etwas unendlich Geringsfügigeres zu bieten.

Endlich Oestreich. Was hat der preußischen Regierung das Verbot des Lloyd gefruchtet? Von den Diatriben des Herrn Warrens sie verschont, dagegen muß sie sich gefallen lassen, was ihm Herr von Buol zu sagen für gut findet, und man kann nicht behaupten, daß dieser Staatsmann sich glimpflicher ausdrückt als der Redacteur eines Blattes, das doch immer keine öffentliche Stellung hat. Freilich man kann auch die officiële Wiener Zeitung verbieten und wenn das nicht genügt, die sämtlichen deutschen Blätter und die preußischen obendrein. Wendet man aber damit die Thatsachen?

Oder hat man durch die bisherige Richtung etwa Rußland gewonnen? Für den Fall, daß der Krieg fortbauert, und daß Preußen, aus seiner Neutra-

lität getrieben, sich der russischen Allianz anschließt, allerdings; aber dieser Gewinn scheint uns doch ein verzweifelt geringer. Wir können in dieser Beziehung einen kompetenteren Richter citiren als wir es sind, den ehemaligen preussischen Kriegsminister, dessen Worte wol noch in aller Gedächtniß sein werden. — Wenn aber die preussische Regierung glauben sollte, Rußland auch für den Fall gewonnen zu haben, daß jetzt der Friede zu stande kommt, so dürfte das doch ein ungeheurer, verhängnißvoller Irrthum sein. Die preussische Haltung ist allerdings der russischen Politik die bequemste, vielleicht bequemer als eine offene Allianz, aber sie ist nicht von der Art, ihr jenes Gefühl einzusüßen, welches die Fortdauer der Verbindung wünschen läßt. Im Gegentheile wird Rußland, wenn es jetzt durch die Starken eine Einbuße erleidet, sich später an dem zu entschädigen suchen, der es seine Stärke nicht hat fühlen lassen. Die Lage, in der sich Preußen sämmtlichen Mächten gegenüber befindet, wenn heute der Friede geschlossen wird, ist wahrlich keine beneidenswerthe.

Oder hat Preußen doch einen Gewinn gemacht? Sind vielleicht diejenigen deutschen Regierungen, die es früher immer mit Oestreich hielten, jetzt auf Preußens Seite getreten? — Wir trauen zwar der preussischen Diplomatie keine übertriebene Scharfsicht zu, allein über diesen Punkt sie eines Bessern zu belehren, halten wir doch für überflüssig.

Die Lage der Dinge ist sehr schlimm, schlimmer als vor den Tagen von Ulm. Damals führte Oestreich eine ähnliche Sprache gegen Preußen als heute, aber damals war Preußen in seinem guten Recht und konnte sich nur nicht zu dem Bewußtsein seiner Macht zusammenraffen. Wenn wir auch nicht der Ansicht sind, die damals ausgesprochen wurde, daß der Starke seine Stärke durch Zurückgehen bethätigt, so gestehen wir doch zu, daß es Augenblicke gibt, wo der Starke vor dem Stärkern zurückgehen muß. — Aber heute ist die Sache anders. Was will Preußen auf die Beschuldigung Oestreichs antworten, daß es ein Widerspruch sei, gewissen Anforderungen seine Unterstützung zu versprechen und sogleich gegen dieselben Anforderungen moralische Bedenken zu erheben?

Die Lage ist schlimm, aber sie ist nicht verzweifelt. Wie herausfordernd auch die Sprache Oestreichs sein mag, es weiß doch sehr gut, daß es mehr in seinem Interesse liegt, mit Preußen als gegen Preußen zu gehen. Den ersten Schritt, den ihm Preußen entgegenkommt, wird es durch zwei correspondirende Schritte erwidern. Wir sind keineswegs der Ansicht des Herrn von Gerlach, daß es für einen Staat, der einen Fehler begangen, das größte Heil sei, so tief als möglich gedemüthigt zu werden. Wir halten diese Ansicht für höchst unpatriotisch, für höchst unpreussisch. Jede Demüthigung beeinträchtigt die Würde eines Staates ebensogut, als die eines einzelnen. Aber wenn ein Staat einen Fehler begangen hat, so soll er ihn, sobald er ihn erkennt,

schnell und entschieden wieder gutmachen. Preußen kann es noch thun, es kann es sogar noch auf eine würdige Weise thun. Die Ehre des ganzen preussischen Volks gibt ihm dazu die Mittel an die Hand. Wenn Preußen sich den gerechten Anforderungen Oestreichs bequemt, so kann es dabei das volle Selbstgefühl einer stark entwickelten Staatsgewalt und einer durch geschichtliche Bande geketteten Nation entwickeln. Und wenn das geschieht, so wird Oestreich klug genug sein, alles das wieder gutzumachen, was in seinem letzten Schritt für dieses Selbstgefühl Verlegendes liegen könnte.

Möchte Preußen sich schnell entscheiden. Wir hegen vor dem berühmten „zu spät“ nicht jene abergläubische Furcht, die jede Minute nach der Uhr sieht, aber es kommt allerdings eine Zeit, wo das Gespenst ungerufen eintritt.

Neue Romane.

Ludwig Tieck's gesammelte Novellen. Vollständige Ausgabe in 12 Bänden.

Berlin, G. Reimer. —

Der erste Band dieser Sammlung ist jetzt erschienen und wir benutzen diese Gelegenheit, unsrem Versprechen gemäß eine chronologisch geordnete kurze Skizze der einzelnen Novellen zu geben, mit Ausschluß derjenigen, die wir bereits besprochen haben und mit dem Vorbehalt, beim Erscheinen der letzten Lieferung den Schluß hinzuzufügen.

Die Gemälde (1823), die erste der Novellen, mit welcher Tieck seine neue künstlerische Thätigkeit eröffnete, ein Jahr, nachdem durch Hoffmanns Tod das Feld für die Novellisten freigemacht war, ist vielleicht der glücklichste Griff, den der Dichter überhaupt gemacht hat. Zwar ist in der Anlage der Novelle das Vorbild Hoffmanns mit seinen sämtlichen Vorzügen und Fehlern nicht zu verkennen. Es kommt dem Dichter nur auf Bilder, Anschauungen, Stimmungen und Ideen an; die Ereignisse und Charaktere müssen sich diesen Bedürfnissen fügen; aber die Bilder sind in der That von einer bezaubernden Anmuth und Frische, und was die Ansichten, namentlich über Kunst, betrifft, so hat Tieck vor Hoffmann den unverkennbaren Vorzug größerer Bildung voraus. Hoffmann geht immer völlig in seinen Kunstenthusiasmus auf. Wer nicht von vornherein mit ihm übereinstimmt, oder nicht wenigstens die gleiche enthusiastische Anlage mitbringt, wird seiner Schilderungen bald müde. Tieck dagegen befriedigt den Spötter wie den Gläubigen. Zuerst geht er mit dem größten Ernst auf den Idealismus der Kunst ein, dann aber regt sich plötzlich unvermuthet der Schalk, und der classische wie der romantische Kunstbegriff, die Kennerenschaft wie der Dilettantismus, werden mit gleichem Spott übergossen.